
Herr Preuß schreibt Geschichte

Außenseiter Was treibt Menschen zu Pegida? Einer von ihnen ist Torsten Preuß. Er war: Dissident, Punk, Reporter, Surfer, Buchautor. Er hatte immer nur Sehnsucht und Wut. Jetzt scheint er eine Heimat gefunden zu haben. *Von Alexander Osang*



Als Torsten Preuß mich schließlich anspricht, bin ich am unergründlichen Wesen des Dresdner Bürgers fast verzweifelt. Es ist ein kalter, sonniger Sonntagnachmittag. Am Königsufer der Elbe jubeln 8000 Pegida-Anhänger einem rechtspopulistischen Gruß zu, der von einer Videowand übertragen wird. Unten am Fluss spielt ein Mann mit einem Schäferhund. Am anderen Elbufer redet Katja Kipping gegen den Rechtsruck an. Die schönsten Plätze der Stadt sind von Pegida beziehungsweise ihren Gegnern blockiert. Der Demo-Plan, der heute der „Sächsischen Zeitung“ beiliegt, erinnert an ein Brettspiel. Seit Monaten sehe ich mir das an, weiß aber immer noch nichts über die wahre Seele des Dresdners. Da ruft jemand in einer bauschigen blauen Jacke: „Mensch, Alex!“

Das ist Preuß.

Ich hätte ihn am anderen Elbufer vermutet. Der Torsten Preuß, an den ich mich erinnere, war ein langhaariger Chaot, der Grenzen hasste und nicht einforderte. Wir waren Mitte der Neunziger Reporter bei der „Berliner Zeitung“. Preuß wollte keine Festanstellung, weil er die grauen Berliner Winter lieber in Thailand aussaß. Er hielt es nie lange irgendwo aus. Er schrieb ein paar bewegende Texte für unsere Zeitung, hatte kurzzeitig den Plan, den Ostberliner Wendepfarrer Thomas Krüger zum Bundeskanzler zu machen, und ging, als das nicht funktionierte, nach Australien. Er lebte acht Jahre lang dort, surfte und schrieb am großen Wenderoman.

Ich hatte noch ein Buch, das er mir mal geborgt hatte, weil es meinen Blick auf die Welt verändern würde, wie er sagte. „Grün ist die Hoffnung“. Ein Kifferroman von T. C. Boyle. Das letzte Mal sah ich ihn, als er in einer Berliner Kneipe aus seinem im Eigenverlag erschienenen Roman las. Eine fast 700 Seiten dicke deutsche Liebesgeschichte. Neben ihm saß seine Frau Katrin, zu seinen Füßen lag ein riesiger Hund namens Boy. Es waren vielleicht 15 Leute da. Später kam noch jemand, der einen Joint gegen das Buch tauschte. Das ist neun Jahre her.

Was macht er hier? Bei Pegida?

„Es ging nicht anders“, sagt Preuß.

Er ist randvoll mit Beweggründen, sie platzen nur so aus ihm heraus.

Er hat seit zwei, drei Jahren das Gefühl, in einer historischen Zeit zu leben, sagt er, vergleichbar mit der Zeit des Mauerfalls. Damals lebte er in Westberlin. Er war 1984, mit 20, ausgereist, um dem Osten zu entfliehen, dem verdammten Dresden, vielleicht auch seinem Vater, einem hohen Offizier. Preuß wohnte in Kreuzberg und arbeitete als Bühnentechniker für die Schaubühne. In jenen Stunden, als die Mauer fiel, saß er in einer Kneipe am Potsdamer Platz, schrieb seine Gefühle auf Bierdeckel und begriff, dass hier seine Berufung lag. Er ging zur „taz“, besuchte

die Münchner Journalistenschule und beschrieb fürs Fernsehen, für Zeitungen und verschiedene Magazine seine neue Heimat. Als alles erzählt war, ging er nach Australien. Bei seiner Rückkehr fühlte Preuß Gleichgültigkeit. Helmut Kohl, den er aus tiefstem Herzen bewundert, saß stumm im Rollstuhl. Dresden wurde von Durchschnitstypen regiert, die den Geist von 1989 nicht gekannt oder vergessen hatten. Die meisten waren Westdeutsche, die sich, so Preuß, schämten, Deutsche zu sein. Es ist eine Scham, die er nie empfunden hat.

„Wir leben im besten Land der Welt“, sagt er.

Er wollte seinen Landsleuten etwas von diesem Nationalstolz vermitteln, den er fühlte.

Er schrieb hier und da kleine Texte, arbeitete ein bisschen an seinem „blauen Buch“, einer Art Populärgeschichte der Deutschen; Marx, Hitler und all die anderen. Er schuf das Blog „The Preuss of Germany“ und eine „Weltausgabe“ seines Liebesromans, aber beides funktionierte nicht richtig. Sein Sohn Paul zog nach Berlin, um Immobilienmakler zu werden, die Frau arbeitete, der Hund starb. Preuß wurde erst mal Mitglied der FDP. Das war vor drei Jahren. Er ließ sich die langen Haare abschneiden, kaufte sich einen Anzug und machte Wahlkampf in der Dresdner Neustadt, keine FDP-Hochburg, wirklich nicht. Preuß zog in seinem Anzug durch Feindesland, kämpfte, aber die Liberaldemokraten schienen genauso angstgetrieben zu sein wie alle anderen deutschen Parteien.

Bei Pegida fühlte er sich seit langer Zeit wieder zu Hause, sagt er. Hier traf er Leute, die sagten, was sie dachten. Leute, die das Gefühl hatten, ihre Heimat zu verlieren. Preuß fühlte genauso, ohne umreißen zu können, was ihm da eigentlich aus den Händen rutschte.

Deutschland? Ostdeutschland? Sachsen? Dresden?

Im letzten Sommer redete er zum ersten Mal auf einer Kundgebung vorm Schloss. Er verlas seinen Brief an Deutschland. Darin hieß es: „Wenn die Probleme von Ausländern wichtiger sind als die von Inländern, schafft sich ein Land ab.“

Seine Frau hatte versucht, ihm das auszureden, aber Preuß wollte dabei sein, wenn dieser Zug losfährt, wie er sagt.

„Ich will mithelfen, Deutschland zu verändern. Ich habe die Augen der Zuhörer leuchten sehen, als ich ihnen sagte: ‚Wir sind die Guten!‘ Ich habe mich echt gefühlt wie Jesus.“

Sein Blick geht in den Sonnenuntergang. Ab und zu ist er schlecht zu verstehen, weil die Leute in unserem Rücken „Merkel muss weg!“ brüllen beziehungsweise „Abschieben! Abschieben!“

Als am Ende die Nationalhymne angestimmt wird, singt Torsten Preuß nicht



SVEN DOERING / DER SPIEGEL



SVEN DOERING / DER SPIEGEL

Aktivist Preuß unterwegs zu einer Kundgebung in Bautzen: „So friedlich, so friedlich“

mit. Er kann das nicht, sagt er. Die Versammlung löst sich auf wie ein Fußballspiel. Die Menschen ziehen an der Elbe entlang nach Hause.

„So friedlich, so friedlich“, ruft Preuß. „Das ist der Geist von 89.“

Wir gehen über den Fußgängerboulevard der Neustadt, gesäumt von Plattenbauten, in denen früher die DDR-Oberschicht wohnte und heute Torsten Preuß. Er ist in die Höhle des Löwen gezogen. Am Anfang des Boulevards steht das goldene Denkmal von August dem Starken, am Ende ist die Kneipe, in der Wladimir Putin verkehrte, als er hier für den KGB stationiert war. Irgendwo hier müssen auch die Abgesandten der PKK gestanden haben, die Pegida wachgeküsst haben. An denen lief, so Preuß, der Lutz Bachmann vorbei und dachte sich: Das kann doch nicht sein. Die kurdischen Terroristen sammeln mitten in einer deutschen Fußgängerzone Geld. Er würde mir Lutz Bachmann gern vorstellen, aber der ist irgendwie verschwunden. Vielleicht ausgebrannt, sagt Preuß. Es sei alles so groß geworden.

Ihm fällt Lothar Lange ein, ein nieder-sächsischer Fotograf, der heute Abend ganz in der Nähe eine Ausstellung eröffnet. Lange tigert durch das Foyer eines kleinen Theaters, zitiert Büchner und Marx und beschimpft die alte Bundesrepublik. „Ich will, dass die Geschichte die Mauertoten nicht schlimmer bewertet als die Vietnamesen, die sterben mussten, weil Richard von Weizsäcker Agent Orange produzierte“, ruft er.

Dann gibt es Schnittchen und Wein. Die Bilder hat Lange in den Jahren 1990 und 91 in Dresden aufgenommen, sie zeigen, mit wie viel Hoffnung und Naivität die Ostdeutschen ihr neues Leben ausprobieren. Irgendwann kommen ein paar Linke aus der Neustadt, die Preuß umarmt. Er kaufe sein Gras bei ihnen, sagt er.

All das Unergründliche der Pegida-Demonstrationen, wo Israelfahnen neben Reichskriegsflaggen wehen, steckt auch in

Preuß. Die Romantik und die Angst, das Bedrohliche und das Lächerliche, das Linke und das Rechte, der Kleinmut und der Großmut.

Zitieren Nazis Bukowski? Fürchten sich Surfer vor Überfremdung?

Nachts lese ich auf dem Hotelzimmer das Pegida-Buch, das mir die Dresdner Buchhändlerin Susanne Dagen empfohlen hat. Ihre Loschwitzer Buchhandlung ist im vorigen Jahr unter die fünf besonders herausragenden deutschen Buchhandlungen gewählt worden. Das Buch heißt „Spaziergänge über den Horizont“, und so ist es auch. Die Moritat vom aufrechten Sachsen mit reichlich Wetterbeschreibung, auf Seite 118 erscheint Torsten Preuß: „Unfehlbar ist dieser Torsten Preuß, der jetzt auf dem Schlossplatz vom Pegida-Wagen zu den Versammelten spricht, nicht weit von der Stelle, an der ein Pflasterstein den Standort des Kaisers Napoleon bei der Truppenparade im August 1813 bezeichnet. Es gibt eben keine Zufälle im Leben, vorausgesetzt, man bleibt aufmerksam. Preuß ist einer der wenigen Heimkehrer unter den geborenen Dresdnern, der sich aus dem klebrigen Netz der Medienszene wieder herausgearbeitet hat.“

Napoleon und die Lügenpresse.

Bei einem Frühstück erfahre ich, dass die beste Buchhändlerin Dresdens mit Pegida sympathisiert. Sie ist noch nie marschiert, aber sie hält die Bewegung für einen Ausdruck der nicht bewältigten Ost-West-Konflikte. Große Teile von Loschwitz gehören doch inzwischen Westdeutschen, sagt Susanne Dagen. Die bestimmten den Diskurs, nicht die Dresdner. Wenn ein Dresdner einen Roman schreibe, erklärten die westdeutschen Rezensenten, wie er zu verstehen sei. Das habe sie im Übrigen auch Innenminister Thomas de Maizière erzählt, der bei ihr seit Jahren Bücher kaufe.

Aber was ist mit dem Ausländerhass? Man muss ja nur einmal mit dem Zug

durch die Innenstadt marschieren und sich anhören, was die Leute so über Kanaken und Kameltreiber erzählten, die klauen und hilflose deutsche Mädchen schänden.

„Ich habe auch zwei Töchter“, sagt Susanne Dagen und schaut in ihren Tee.

Fragt man Torsten Preuß nach der Flüchtlingspolitik, antwortet er: „Das Problem sind nicht die Ausländer, sondern wir Deutschen. Wir sind nämlich keine mehr. Wir haben uns diesen ganzen Selbsthass der westdeutschen 68er aufzwingen lassen. Wir müssen wieder lernen, uns zu lieben.“

Preuß sitzt in seinem schmalen Wohnzimmer, einbetoniert in die Möglichkeiten des späten DDR-Wohnungsbaus, im Bücherregal Videos, Plüschtiere, die „Bild“-Zeitung und Devotionalien von Dynamo Dresden. Er ist bei jedem Heimspiel, K-Block. Katrin, die Liebe seines Lebens, sitzt draußen auf dem Balkon, raucht und schaut auf die Spaziergänger.

„Ich habe zwölf Jahre in Kreuzberg gelebt, alle meine Buddys waren Türken“, sagt er. „Meine Schwester hat einen Algerier geheiratet. Meine Neffen sind Muslime. Karim und Soufian Benyamina, beides Fußballer. Ich liebe die Jungs. Aber deswegen höre ich doch nicht auf, Deutscher zu sein. Wenn du keine Heimat mehr hast, keine Identität, dann bist du nichts mehr.“

Er starrt. Eine Hand liegt auf dem Manuskript seines blauen Deutschlandbuchs, aus dem er gelegentlich zitiert wie aus einem Klassiker der Weltliteratur. Eine Lektorin von Ullstein hat es mal gelesen, hielt es aber für nicht druckbar. Zu roh. Preuß hat noch das Ablehnungsschreiben. Er hat die Empfehlungsschreiben der Münchner Journalistenschule an den „Stern“ und an Günther Jauch. Preuß wird darin als einzigartiges Talent geschildert. Er hat auch einen Brief, in dem sich Helmut Kohl dafür bedankt, dass er ihm seinen Liebesroman zugeschickt hat. Kohl wünscht ihm viel Glück „bei seiner weiteren schriftstellerischen Arbeit“. Der Briefbogen ist mit einer

Plastikfolie geschützt, weil Torsten Preuß ihn oft herausholt.

Man fragt sich, was eigentlich seine Heimat ist. Nach all dem Rumgerenne.

Er redet vom Grünen Gewölbe, vom K-Block und der antifaschistischen Tradition der Ostdeutschen. Er vermisse Thailand, sagt er, aber das könne er sich im Moment nicht leisten. Er habe ja keine Einnahmen, außer der kleinen Rente, die er bekomme, weil ihm vor 30 Jahren mal ein Teil der Schaubühnen-Kulisse auf den Fuß gekracht ist. 500 Kilogramm schwer. Eine Peter-Stein-Inszenierung. Das Bein ist bis heute steif. Torsten Preuß redet sich aus dem Handicap heraus. Er redet von den neuen Männern, die das Land brauche. Er sei ein Kandidat. Im nächsten Jahr sei Bundestagswahl.

„Ich bin auf Kanzlertour“, sagt Preuß.

„Beruhige dich mal wieder“, sagt Katrin, als sie vom Balkon zurückkommt. Sie erzählt von der letzten Landtagswahl in Sachsen, 2014, als die FDP baden ging. Damals zeigten sie in den „Tagesthemen“ ein Bild mit zwei fassungslosen Gesichtern. Ihres und Torstens. Daneben stand Caren Miosga und redete von Untergang.

„Dabei hab ich gar nichts mit der FDP zu tun“, sagt sie.

„Katrin will sowieso nur wieder raus aus Deutschland“, sagt Preuß. „Nach Australien oder Amerika.“

Er kichert. Katrin nickt.

„Zieh dich lieber warm an, wenn du nachher rausgehst“, sagt seine Frau. Sie hat in Australien bei Woolworth Regale eingeräumt, als das Geld alle war und ihr Mann glaubte, die deutsche Geschichte neu schreiben zu müssen. Als dann in den Zeitungen stand, dass Uwe Tellkamp den großen Dresdner Wenderoman vorgelegt habe, sagte sie zu Preuß: Wolltest du den nicht schreiben?

Es ist wieder Montag, Pegida trifft sich heute vor der Frauenkirche. 3000 Leute kommen, vielleicht 4000. Preuß beredet mit Pegida-Star Tatjana Festerling, wann er das nächste Mal zum Volk spricht. Nach der Kundgebung trifft er sich mit ein paar Pegida-Gängern in einer Neustädter Kneipe: ein pensionierter Ingenieur, der Leiter eines Reisebüros, ein Mann, der eine Wohnungsvermittlung betreibt, ein Antiquar und ein westdeutscher Politologe, der zurzeit in Budapest lebt. Sie reden über Struktur und Ursprünge von Pegida wie über eine Gesellschaftsformation. Einer sagt, das Elbehochwasser habe sie zusammengeführt. Die Flut habe ihnen Selbstbewusstsein zurückgegeben und Identität. Am Ende sagt der pensionierte Ingenieur, dass seine Tochter ihn nicht mehr besuche, seit sie weiß, dass er zu Pegida geht. Das sei bedauerlich, weil er seine Enkelkinder nicht mehr sehen könne. Aber was soll er machen. Es klingt, als zöge er in einen „heiligen Krieg“.

**„Mein Name ist Preuß, ich will Deutschland von Grund auf ändern.“
Der Applaus ist verhalten.**



Reisender Preuß

Zu laut, zu unberechenbar

Torsten Preuß wirft ab und zu einen Spruch in die Runde. „Die Islamisierung hat lange angefangen!“ – „Helmut Kohl ist doch hier gewählt worden, nicht im Westen!“

Er wirkt fremd. Zu laut, zu abgedreht, zu unberechenbar. Es sind nicht seine Leute. Aber wo sind die noch? Die „Dresdner Morgenpost“, für die er früher ab und zu geschrieben hat, druckt nichts mehr von ihm, seit er bei Pegida ist. Auch die Landeszentrale für politische Bildung, für die er an Schulen über seine Flucht aus der DDR berichtete, bucht ihn nicht mehr. Ein paar Tage später kommt es zum Bruch mit der FDP. Als der Kreisparteitag sich von Pegida distanziert, explodiert Torsten Preuß.

„Mich kotzt diese Hetze an, mich kotzt diese Partei an“, schreit er und verlässt den Saal.

Ein paar Tage später kommt Post vom Kreisvorsitzenden Holger Hase.

„Vielleicht ist die FDP ja wirklich nicht ‚Ihre‘ Partei“, schreibt der Kreisvorsitzende. „Ich lege Ihnen deshalb einen Parteiaustritt nahe.“

„Es ist wie im Politbüro“, sagt Preuß.

Er denke gar nicht daran auszutreten. Sie müssen sich schon die Mühe machen, ihn rauszuwerfen. Dann gibt es wieder ein wenig Aufmerksamkeit, in die hinein er erzählen kann, was ihm wichtig ist. Jetzt muss er erst mal nach Bautzen, wo die Bewegung „Wir sind Deutschland“ ihn als Redner eingeladen hat. Katrin kann nicht mitkommen, sie hat sich den Arm gebrochen. Er nimmt das Moped.

Die 200 Bautzener Bürger auf dem Marktplatz scheinen überrascht, wie laut und emotional es wird, als Torsten Preuß die Bühne betritt. Er attackiert Saha Wagenknecht, die „Hamburger Morgenpost“, den Westen sowie den Kommunismus und verabschiedet sich nach 20 Minuten mit den Worten: „Mein Name ist Torsten Preuß, ich will Deutschland von Grund auf ändern.“

Der Applaus ist verhalten.

In einem Café in der Fußgängerzone redet Preuß noch eine Stunde weiter. Ununterbrochen. Über Kommunisten, Kapitalisten, Trump, Merkel, Kohl, die Schönheit Sachsens und die Arschlöcher, die ihm das Sommermärchen schlechtmachen wollen, weil sie Deutschland nicht lieben können; über Dynamo, Putin, Muslime, ein ehemaliges Hotel in Laubegast, das in ein Flüchtlingsheim verwandelt wird, Francis Ford Coppola, seine Fußballkarriere und die seines Sohnes, über eine Nahtoderfahrung, die er in Australien hatte, über die Nacht des Mauerfalls und einen armenischen Juden, den er auf einem FDP-Parteitag getroffen zu haben glaubt, obwohl ihn sonst niemand sah.

Irgendwann kann ich nicht mehr mit-schreiben. Ich sitze einfach da und habe

das Gefühl, in den Bewusstseinsstrom von Pegida zu schauen, während es draußen langsam dunkel wird. Kurz vor Dresden wird „The Preuss of Germany“ auf seinem kleinen Moped von der Nacht verschluckt.

Zwei Wochen später taucht er in Heidenau wieder auf, wie Bautzen ein Ortsname, der für das dunkle Ostdeutschland steht. Eine lokale AfD-Frau mit blonden zurückgepeitschten Haaren sagt ihn an. Vorm Rathaus stehen 40 Leute. Preuß richtet sich an Deutschland, wenn nicht an die Welt.

Er ist mit dem Vorortzug gekommen. Die Zulassung für sein Moped ist inzwischen abgelaufen, und er hat kein Geld für eine neue. Die letzten Stunden vor der Demo saß er in einem Stadtcafé, erklärte den anderen Gästen, dass er auf „Kanzler-tour“ sei, und verteilte Visitenkarten, auf denen steht: Torsten Preuß, Journalist und Verleger. Eine alte Frau bot ihm dafür einen Beutel Knochen an. Jetzt steht er auf dem Rathausbalkon von Heidenau, warnt vor Überfremdung und der Westpresse und erinnert die Menschen daran, dass der Kommunismus schlecht für sie war.

„Die Rothschild-Kapitalisten sind schlimmer“, schreit ein Mann.

„Hör doch auf“, sagt Preuß. „Wir sind keine Faschisten, wir sind die Guten.“

Im Zug fahren wir an Dresden-Reick vorbei, wo Preuß groß wurde. Immer auf der Straße, sagt er. In seiner Autobiografie lernt man einen Jungen kennen, der sich nach Jeans sehnte, nach Lindenberg-Platten und Reisen in warme Länder, aber nicht nach bürgerlicher Demokratie und Pressefreiheit. Er geriet nicht mit der Diktatur aneinander, weil er Flugblätter verteilte, sondern selbst gemachten Schmuck verkaufte. Als er endlich in Westberlin ankam, hat er zu allererst ein Glas Nutella ausgelöffelt. Ein großes. Er ließ sich „auf Traumatisierung“ krankschreiben und reiste in all die warmen Länder, von denen er geträumt hatte. Er schrieb Katrin, die in Dresden auf ihre Ausreise wartete, Karten aus Athen, Jerusalem, Kairo und Barcelona. Er sammelte Stempel aus allen Kontinenten in seinem Pass. Den Pass hat er noch. Er erinnert ihn an die guten Zeiten, jetzt, da er auf die Regionalbahn angewiesen ist.

Am Dresdner Bahnhof würde Preuß gern Elemir vorstellen, einen Rumänen, der hier manchmal schläft. Er hat dem Mann im Winter den besten Schlafsack gegeben, den sie besaßen. Es war so kalt. Elemir ist nicht da. Preuß zeigt das Handyvideo vom 65. Geburtstag des Mannes, den sie hier gefeiert haben. Der Bildschirm ist schwarz, man hört Gesänge von Menschen, einmal taucht Preuß' Gesicht aus der Dunkelheit auf. Betrunknen, aber glücklich. Er ruft: „Geil.“

Manchmal erzählt er, wie verloren er sich fühlte, als er 1984 in Westberlin an-



Demonstrant in Dresden

Die Moritat vom aufrechten Sachsen

Besonders sauer ist er auf die Linken und die Grünen, die er Wasser-Prediger und Wein-Säufer nennt.

kam. Mit 20. Katrin und Paul warteten in Dresden noch jahrelang auf ihre Ausreise. Der schlimmste Moment war, als er mit seinem zerschmetterten Bein im Krankenhaus lag. Die Ärzte redeten von Amputation, er bekam Morphium und einen Brief aus der Staatskanzlei von Franz Josef Strauß, den er gebeten hatte, seiner Familie bei der Ausreise zu helfen. Strauß' Büro schrieb: Es sieht schlecht aus. Preuß fühlte sich von allen alleingelassen. Er hasste die Ostfunktionäre, aber auch die Westbürokraten, die immer nur redeten. Das brennt immer noch in ihm. Die Enttäuschung über das gelobte Land. Die Selbstsucht der reichen Verwandten. Besonders sauer ist er auf die Linken und die Grünen, die er Wasser-Prediger und Wein-Säufer nennt. Sie haben den Osten hängen lassen, sagt er.

Torsten Preuß ist ein Heimatvertriebener, der eigentlich nie eine Heimat hatte, sondern immer nur Sehnsucht und Wut. Das macht sein Schicksal so tragisch, berührend und gefährlich.

Am Dresdner Bürgerdialog im Mai nehme er nicht mehr teil, weil er Angst habe, die Kontrolle zu verlieren, sagt er. Er müsse jetzt den nächsten Schritt gehen.

Zu Hause wartet sein Vater. Er guckt mit Katrin „Let's Dance“ auf RTL. Der Mann ist 82 Jahre alt, aber fit. Morgen will er an einem Zehn-Kilometer-Lauf durch die Dresdner Innenstadt teilnehmen.

Der Vater war operativer Offizier der DDR-Sicherheitskräfte, sagt er. Oberstleutnant zuletzt. Er ist mit Hans Modrow befreundet, der in der DDR Vorsitzender des Ministerrats gewesen ist, und hat Putin, als der noch für den KGB arbeitete, zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution einen Bildband von Dresden geschenkt. Nach der Wende hat er bei einer Berliner Sicherheitsfirma gearbeitet. Er hat seine biografischen Brüche offenbar besser verarbeitet als sein Sohn. Er lief und reiste und kümmerte sich um die Fußballkarriere der Enkel. Er war in 29 Ländern. Dabei hat er festgestellt: Deutschland hat das beste Sozialsystem. Das dürfe man nicht aufweichen.

„Die Ausländer müssen bei uns Verpflichtungen übernehmen“, sagt der alte Preuß.

Sein Sohn nickt. Am Sonnabend gehen sie zu Dynamo, am Montag zu Pegida. Nach all den Jahren haben sie gemeinsame Interessen gefunden. Fußball und Deutschland. Torsten Preuß' Autobiografie ist dick, aber sein Vater taucht so gut wie nicht auf. Preuß ist einmal um die Welt gereist, hat alle Kontinente besucht, und im Ziel sitzt der Mann, vor dem er wegrannte.

„Ich finde es gut, dass Torsten sich engagiert“, sagt der Vater. „Wichtig ist immer: mit welcher Zielstellung.“

Torsten Preuß lacht, als verstehe er die Ironie der Geschichte. ■